

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 1/2016

Woche der Brüderlichkeit im Land Brandenburg 2016

7. März 2016



Avishai Chameides, Absolvent der Universität der Künste in Berlin, umrahmte die Veranstaltung musikalisch.



Inhalt

05

Psalmgebet

Boris Silbermann

Mitglied der Jüdischen Gemeinde Potsdam und Ansprechpartner des Jugendklubs Lifroach

07

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des Landtages Brandenburg

11

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Potsdam

15

Festansprache

Benjamin Fischer

Präsident der European Union of Jewish Students (EUJS)

Psalmgebet

Boris Silbermann

Mitglied der Jüdischen Gemeinde
Potsdam



Boris Silbermann

Psalm 32,8-9

Ich will dich lehren und dir den Weg
weisen, den du gehen sollst,
ich will dir raten, mein Auge wacht über
dir.

Seid nicht wie ein Ross, wie ein Maultier,
ohne Verstand,
nur mit Zaum und Zügel ist sein Unge-
stüm zu bändigen,
sonst kommt es nicht zu dir.

תְּהִלִּים

אֲשַׁכִּילְךָ | וְאֹרְךָ בְּדַרְדְּרוֹתַי תִּלְמָד
אֵי עֲצָה עָלַיךָ עֵינַי:

אֶל-תְּהִי | כְּסוֹס כְּפָרָד׃ אִין הִבִּין
בְּמַתְגַּרְסוֹן עֲדִינוּ לְבָלוֹם כֹּל קָרַב אֱלֹהִי:

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des Landtages
Brandenburg

Sehr geehrter Herr Silbermann,
sehr geehrter Herr Barniske,
sehr geehrter Herr Fischer,
sehr geehrte Mitglieder der Jüdischen
Gemeinden,
meine sehr verehrten Damen des Bran-
denburger Landtages,
sehr geehrte Damen und Herren,

Ich freue mich, Sie zur Eröffnung
der Woche der Brüderlichkeit zu begrü-
ßen. Ein herzliches Willkommen geht an
die Vertreterinnen und Vertreter der jü-
dischen Gemeinden und an den Verein
der Muslime in Potsdam. Schön, dass
Sie alle heute gekommen sind. Vielen
Dank an Avishai Chameides, der für die
wunderbare musikalische Einstimmung
gesorgt hat. Sehr gefreut habe ich mich,
dass Boris Silbermann das Psalmgebet
für uns gesprochen hat.

Ich freue mich, dass so viele Men-
schen jüdischen Glaubens zu dieser Er-
öffnungsveranstaltung gekommen sind.
Es macht mich froh und zuversichtlich,
dass Sie in Brandenburg Heimat gefun-
den haben, dass Sie hier mit uns leben
wollen. Jüdisches Leben und jüdische
Kultur sind Teil unserer Identität – in
Brandenburg wie in Deutschland und in
ganz Europa.



Britta Stark

Es ist ein großes Glück für unser
Land, dass es wieder jüdisches Leben
und jüdische Kultur in Deutschland gibt.
Denn nach den Verbrechen der deut-
schen Nationalsozialisten am jüdischen
Volk hätte es auch anders kommen kön-
nen. Das dürfen wir ebenso wenig ver-
gessen wie die Tatsache, dass es keine
deutsche Identität ohne Ausschwitz ge-
ben wird. Weil es nach wie vor stimmt,
dass Vergangenheit nicht vorbei ist,
sondern nicht einmal vergangen. Erin-
nerung bleibt eine Zukunftsaufgabe für

*„Unsere Demokratie
braucht ein waches
geschichtliches
Bewusstsein.“*

uns in Deutschland. Unsere Demokra-
tie braucht ein waches geschichtliches
Bewusstsein. Und wenn wir heute fast

täglich Gewaltausbrüche gegen Menschen erleben, die bei uns Schutz suchen, wenn jeden Mittwoch hier in Potsdam Pogida-Anhänger mit Hassparolen durch unsere Stadt ziehen, dann wird eines klar: Wir müssen unsere demokratischen Werte verteidigen. Dabei geht es längst nicht mehr nur um als Toleranz gegenüber Fremden, es geht um Akzeptanz von Unterschieden und um ein achtsames Miteinander aller Menschen, die in unserem Land leben.

Für dieses achtsame Miteinander bieten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit geradezu ein Modellbeispiel. Schon seit 1949 halten sie den Dialog zwischen beiden Religionen in Gang und entwickeln diesen auch stetig weiter. Hier haben sich Juden und Christen gemeinsam den Kampf gegen Antisemitismus zur Aufgabe gemacht. Sie schaffen Raum für Begegnungen und zum Austausch – nicht nur während der Woche der Brüderlichkeit, sondern das ganze Jahr über. Dafür möchte ich der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Potsdam stellvertretend für die Christlich-Jüdischen Gesellschaften in ganz Deutschland an der Stelle einmal herzlich Dank sagen, ganz besonders auch Ihnen, Herr Barniske, und Ihren Mitstreitern: Danke für Ihr großes Engagement!

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben viel dazu beigetragen, eine Atmosphäre von Vertrauen, Interesse und Verständigung zu schaffen. Und gerade wenn heute so viele Menschen unterschiedlichen Glaubens und unterschiedlicher Kulturen hier bei uns in Deutschland Zuflucht su-

chen und viele von ihnen bleiben werden, kommt es darauf an, solche Begegnungen zu organisieren.

„Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben viel dazu beigetragen, eine Atmosphäre von Vertrauen, Interesse und Verständigung zu schaffen.“

„Um Gottes Willen“, heißt das Motto der Woche der Brüderlichkeit in diesem Jahr. Vielleicht bedeutet das für Juden, Christen und Muslime etwas ganz Ähnliches – dass wir nicht alles in der Hand haben, dass wir nicht alles so verwirklichen können, wie wir es uns gedacht haben. Diese Einsicht können wir mit dem altmodischen Wort „Demut“ bezeichnen. Wenn wir nicht alles, was wir wollen, selbst regeln, planen und verwirklichen können, dann ringt uns das vielleicht Demut ab - in Bezug auf Gott und in Bezug auf unsere Mitmenschen. Demut erscheint als die angemessene Haltung gegenüber dem Unverfügbaren – gegenüber Gott und den Mitmenschen. Ja, auch über unsere Mitmenschen können wir nicht verfügen. Wir können und dürfen es nicht, weil jeder

Mensch einzigartig, wertvoll und frei ist. Frei, seiner eigenen Vernunft zu folgen und seinem Gewissen. In diesem Sinn erscheint Demut als ein Ausdruck der Menschenwürde.

Wenn es etwas gibt, das Menschen unterschiedlichen Glaubens verbinden könnte, dann ist es die Suche nach der Quelle, dem Ursprung, dem Grund für die eigene Existenz wie für die Existenz der Anderen. Juden, Christen und Muslime könnten übereinstimmend sagen: Die Würde eines jeden Menschen gründet sich auf Gott.

Zugleich wollen wir Christen nicht vergessen, dass das Glaubensgespräch mit Juden immer einzigartig bleiben wird. Zum einen, weil das Christentum jüdische Wurzeln hat. Und vor allem, weil dieses Glaubensgespräch ohne das Bewusstsein der Christen zu Schuldfähigkeit und Verantwortung gar nicht geführt werden kann. Dazu fällt mir eine jüdische Geschichte ein, in der ein Rabbi seinen Schüler fragt, woran er erkennt, dass die Nacht vorbei ist. Der Schüler antwortet: Wenn der erste Lichtschimmer am Horizont auftaucht? Oder wenn man einen Busch von einem Menschen unterscheiden kann? Nein, antwortet der Rabbi, die Nacht ist dann vorüber, wenn der Eine im Gesicht des Anderen Bruder oder Schwester erkennt. Solange das nicht der Fall ist, ist die Nacht noch in uns. Erst wenn wir im Anderen Bruder oder Schwester erkennen, wird es möglich, dass Juden und Christen „einander im Geheimnis anerkennen“. So sagt es Martin Buber, der die Verbundenheit zwischen Menschen jüdischen und christlichen Glaubens be-

schreibt als die gemeinsame Ahnung, dass Gottes Haus anders beschaffen ist als unsere menschlichen Grundrisse meinen.

Einander im Geheimnis anerkennen – was für ein taghelles Credo an die Brüderlichkeit zwischen Juden und Christen.

Denn: Das Geheimnis verschenkt sich immer wieder neu und auf unterschiedliche Weise, in der Liebe Gottes, im Glauben, auf dem Weg zur Freiheit oder als Auftrag zur Zusammenarbeit für eine Welt, in der die Würde eines jeden einzelnen Menschen wirklich respektiert

„Vor diesem weiten Horizont erscheint Brüderlichkeit oder besser Geschwisterlichkeit als die große utopische Möglichkeit von Verbundenheit, Solidarität und Miteinander, die alle Menschen einschließt.“

wird. „Einander im Geheimnis anerkennen“. Ich glaube, das ist es, worum es auch heute geht im Gespräch zwischen Juden und Christen. Vor diesem weiten

Horizont erscheint Brüderlichkeit oder besser Geschwisterlichkeit als die große utopische Möglichkeit von Verbundenheit, Solidarität und Miteinander, die alle Menschen einschließt.

In diesem Sinne: Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
Potsdam



Tobias Barniske

Sehr geehrte Frau Landtagspräsidentin Stark,
sehr geehrter Herr Präsident
des Landesverfassungsgerichtes Möller,
sehr geehrte Abgeordnete des Landtages
Brandenburg,
sehr geehrter Herr Tkach,
sehr geehrter Rabbiner Professor Holmka,
sehr geehrte Mitglieder und Freunde der
Gesellschaften für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit Potsdam und Berlin,
sehr geehrte Repräsentanten der Verbände
und Organisationen,
meine sehr verehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie ganz herzlich zur
Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit
im Land Brandenburg.

Mein besonderer Dank gilt Ihnen, liebe
Frau Stark, dafür, dass Landtag und
die Gesellschaft für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit die Eröffnung in bewährter
Weise gemeinsam durchführen können.
Weiterhin danke ich ganz herzlich
Frau Rüppel und Frau Hoffmann für
ihre Unterstützung bei der Vorbereitung
und Herrn Avishai Chameides für die
musikalische Umrahmung des Abends.

Der Deutsche Koordinierungsrat hat
die Woche der Brüderlichkeit 2016 unter

das Motto gestellt: Um Gottes Willen.

Der jüdische Religionsphilosoph
Martin Buber schrieb einmal zum Willen
Gottes: „Die Religionen müssen mit aller
Kraft darauf horchen, was Gottes Wille
für diese Stunde ist, sie müssen von der
Offenbarung aus die aktuellen Probleme
zu bewältigen suchen, die der Widerspruch
zwischen dem Willen Gottes und der
gegenwärtigen Wirklichkeit der Welt
ihnen stellt. Dann werden sie, wie in der
gemeinsamen Erwartung der Erlösung,
so in der Sorge um die noch unerlöste
Welt von heute verbunden sein.“ Mir
scheint, Martin Bubers Verständnis um
Gottes Willen ist aktueller denn je, denn
die deutsche Gesellschaft hat sich einer
großen Herausforderung zu stellen.

Im vergangenen Jahr suchten
1,1 Mio. Menschen als Flüchtlinge in
Deutschland Zuflucht. Diese Menschen
kommen mit Lebenserfahrung und
Vorstellungen, zum Beispiel über das
Verhältnis von Religion und Staat, die
nicht einfach so in Einklang zu bringen
sind mit unserem Konzept der Gleichheit der

Religionen oder der säkularen Prägung unserer Gesellschaft. Sie kommen in ein Land, in dem viele Menschen große Hilfs- und Aufnahmebereitschaft zeigen, es aber auch nicht wenige gibt, die Angst haben vor einer wachsenden Gefahr des Terrorismus und vor einer Religion, die sie nicht kennen und nicht verstehen. Diese Ängste werden instrumentalisiert von einer Reihe rechtspopulistischer Bewegungen, von „besorgten Bürgern“ oder neuen Parteien „Alternativen“, die auf ihren Kundgebungen und in ihren Statements vorgeben, das christlich-jüdische Abendland zu verteidigen. Diese Gruppierungen versuchen auch, Juden und Christen für gemeinsame Aktionen gegen die Flüchtlinge und den Islam zu gewinnen. Sie dämonisieren und dehumanisieren die Flüchtlinge und legen so die Grundlage für eine Welle zunehmender Gewalt gegen Flüchtlinge und gegen Einrichtungen, in denen diese leben.

Gleichzeitig ist der Antisemitismus weiter virulent in unserer Gesellschaft. Offen geäußerte Anfeindungen in den sozialen Medien, aber auch in der Briefpost an jüdische Institutionen und Einzelpersonen erreichen hier eine neue Qualität. Träger einer Kippa werden auf offener Straße angegriffen. Die antisemitischen Akteure stammen dabei aus allen Bereichen der Gesellschaft: von der extremen Linken über die Mitte bis zur extremen Rechten, und aus Teilen der muslimischen Gemeinschaft.

Es muss für alle gesellschaftlichen Akteure gelten: Wehret den Anfängen! Hass gegen Menschen, die bei uns Zuflucht suchen, dürfen wir nicht dulden.

Wir können und sollten nicht hinnehmen, dass Religion für die Rechtfertigung von Gewalt missbraucht wird. Wir müssen dem Antisemitismus weiterhin entschlossen entgegen treten.

Wenn wir die Neuankömmlinge erfolgreich in unsere Gesellschaft aufnehmen und integrieren wollen, muss die religiöse Kompetenz eine wichtige Rolle im Betreuungsprozess und im Integrationsprozess spielen, um etwa Spannungen zwischen religiösen Gruppen in den Unterkünften frühzeitig zu erkennen und Auseinandersetzungen zu verhindern. Vor allem müssen Möglichkeiten und Räume eröffnet werden, damit sich Menschen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen begegnen können. Denn es ist die Begegnung, das Gespräch mit Andersgläubigen - das Ich und Du, wie es Buber sagen würde -, in dem Juden, Christen und Muslime sowohl die religiöse Offenbarung des Anderen würdigen als auch die eigene religiöse Offenbarung neu entdecken können.

Der interreligiöse Dialog, Trialog ist der Ort, an dem sich aus den Offenbarungen der sich Begegnenden gemeinsame Anstrengungen zur Bewältigung der aktuellen Probleme, zur gemeinsamen Sorge um die Welt entwickeln können.

So etwas kann nicht Aufgabe des Staates, des Landes oder der Kommune sein, hier werden Organisationen wie die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit oder etwa die Religionsgemeinschaften vor Ort eine wichtige Rolle spielen müssen. Für das Gelingen des interreligiösen Trialogs ist es

aber wichtig, dass das Gespräch zwischen Christen und Juden nicht vernachlässigt wird. Die Gesellschaft für

„Der interreligiöse Dialog, Trialog ist der Ort, an dem sich aus den Offenbarungen der sich Begegnenden gemeinsame Anstrengungen zur Bewältigung der aktuellen Probleme, zur gemeinsamen Sorge um die Welt entwickeln können.“

Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Potsdam leistet seit ihrer Gründung 1993 mit Veranstaltungen hierzu einen Beitrag. Erwähnt sei hier nur stellvertretend das jährliche interreligiöse Gespräch im Kloster Alexanderdorf. Wir wollen dies auch weiterhin tun und den christlich-jüdischen Dialog noch intensivieren. Professor Micha Brumlik, unser Festredner im Jahr 2014 und diesjähriger Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates, mahnte gestern auf der Zentralen Eröffnungsfeier in Hanno-

ver, der christlich-jüdische Dialog dürfe nicht nur eine Angelegenheit seiner Generation bleiben. Es müsse alles getan werden, um jüngere Menschen dafür zu gewinnen. Wir nehmen diese Aufforderung gerne an und wollen verstärkt im Bereich der Jugendlichen und jungen Erwachsenen aktiv werden. Die Ausgangslage in Potsdam ist dabei äußerst vielversprechend. Wir haben aktive evangelische, katholische und jüdische Gemeinden mit ihren Jugendorganisationen. Mit der School of Jewish Theology, dem Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft der Universität Potsdam, dem Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk, das hier seinen Sitz hat, und den jüdischen und christlichen Studierendengemeinden haben wir eine einmalige Konstellation im Bereich des akademischen und studentischen Lebens. Für Potsdamer Schülerinnen und Schüler bieten wir – wie in den vergangenen Jahren auch im Jahr 2016 – im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit eine Filmvorführung im Filmmuseum an, welche die Jugendliche an die Themen Religion, Toleranz und Empathie heranzuführen soll. Dieses Jahr zeigen wir am 9. März um 10 Uhr den französischen Film „Die Schüler der Madame Anne“. Sie sind alle dazu herzlich eingeladen.

Wir werden die Arbeit auf diesem Sektor aber noch ausbauen und würden uns sehr freuen, wenn Sie uns auf diesem Weg begleiten und unterstützen. Es ist uns daher eine besondere Freude, dass wir diese Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit mit jüdischen Jugendorganisationen gemeinsam gestalten können.

Der Präsident des europäischen Dachverbandes der jüdischen Studenten Benjamin Fischer hält die Festrede – lieber Benny, wir freuen uns sehr, dass Du uns diese Ehre erweist. Danach werden sich unsere neuen Partner – der Jugendklub Lifroach der Jüdischen Ge-

meinde Potsdam und der Hillel Hub Potsdam – Ihnen kurz vorstellen.

Ich wünsche uns allen einen angenehmen Abend, neue Einsichten, interessante Gespräche und danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

Festansprache

Benjamin Fischer

Präsident der European Union of Jewish Students (EUJS)

Verehrte Damen und Herren,
Verehrte Geistliche,
Verehrte Mitglieder des Land-
tages,
Liebe Mitglieder der GCJZ,
Liebe Freunde,

ich möchte mich zunächst für Ihre großzügige Einladung bedanken, für die Gelegenheit, hier heute, sprechen zu dürfen. Vor allem aber dafür, dass sie so vielen jungen Stimmen heute ein Podium bieten!

Auch gleich zu Beginn ein herzliches “Masel tov” an die GCJZ, sie haben großes vollbracht und ich danke Ihnen als Deutscher Jude, für Ihr konsequentes Zusammenführen, für alles Geleistete.

Professor Brumlik, Micha, sagte gestern:

“Dialog darf nicht nur Sache einer Generation sein.”

Nun, ich werde jetzt versuchen, die Sichtweise, das Engagement unserer Generation zu beschreiben.

Hierfür möchte ich meine ganze eigene Geschichte mit Ihnen teilen, möchte genauer über die Etappen meines Engagements sprechen und schließlich unsere heutige Arbeit,



Benjamin Fischer

unsere Fragestellungen in der European Union of Jewish Students präsentieren.

Mein voller Name ist Benjamin Meir Pinchas Fischer. Ich bin Europäer, ich bin Deutscher, ich bin Jude.

Meine Namen deuten auf eine Familiengeschichte hin, die vielschichtig ist, die nicht geradlinig verlaufen ist. Sie spiegeln diese, meine mehrdimensionale Identität wieder. Ich trage die Namen meiner beiden Großväter.

„Ich bin Europäer, ich bin Deutscher, ich bin Jude.“

Geboren wurde ich in Hamburg, als Sohn von Esther und Bernhard Fischer. Sie, israelische Jüdin, mit tunesischen Wurzeln. Er, geborener Katholik, Deutscher, und bis heute Soldat in der Bundeswehr. Mein Vater war der erste

Deutsche, dem mein Großvater mütterlicherseits nach dem zweiten Weltkrieg begegnet war. Der erste Deutsche, seitdem mein Großvater aus einem Zwangsarbeiterlager in Tunesien befreit wurde.

Deutscher, Nichtjude und Soldat.

Meine Mutter wurde von Ihrer Familie verstoßen, die Ehe nicht anerkannt und es sollte Jahre dauern, lange, nachdem mein Vater zum Judentum konvertiert war, bis die Partnerschaft, bis wir als Kinder, voll akzeptiert wurden.

Bin ich nun Deutscher, bin ich Israeli? Bin ich nicht vielleicht auch Araber? Bin ich Berliner oder Hamburger? Bin ich Links oder bin ich Rechts? Bin ich Jude? Und wenn ja, welcher Denomination gehöre ich an, bin ich Orthodox, Reform, Konservativ? Bin ich religiös oder nicht?

Um Gottes Willen, so viele Fragen!

In meinem Leben bot sich immer wieder die Gelegenheit, einfache, eindimensionale Antworten auf all diese Fragen zu finden. Was ich als Widerspruch empfand, hätte ich so einfach glätten können. Ein kurzes "Ich bin..." und ein Narrativ hätte sich mir schon von selbst ergeben, wäre vorgeschrieben.

Mit den Etappen des Lebens stellte man sich dann aber den "abers", den Fragezeichen und plötzlich wurde Eindimensionalität zum unbefriedigenden Versuch, Fragen zu entgehen, zu glätten. Vielmehr störte es mich, wenn meine Antworten verkürzt wurden, wenn Fremdzuschreibungen mir die Möglichkeit nahmen, eine eigene Antwort zu finden. Denn aus vermeintlichem Widerspruch, sollte sich inhaltliche Tiefe ergeben, wurde der Antrieb zum Ver-

fassen des eigenen Narratives gewonnen.

Als Teil der dritten Generation, bin ich unter Freunden aufgewachsen, die ähnlich turbulente Familien- und Migrationsgeschichten teilen. Wir, die dritte Generation, stehen zwischen diesen multiplen Identitäten und es bietet sich nun die Gelegenheit, einen neuen Narrativ für uns und für den Dialog schreiben.

Als ich 2010 als Stipendiat in das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES; Anm. d. Red.) aufgenommen wurde, hielt ich mich für völlig aufgeklärt, für einen Pluralisten. So hatte ich es in meinem Aufnahmeantrag geschrieben, so schien man mich aufgenommen zu haben. Ich hatte viel über

„Wir, die dritte Generation, stehen zwischen diesen multiplen Identitäten und es bietet sich nun die Gelegenheit, einen neuen Narrativ für uns und für den Dialog schreiben.“

die verschiedenen Strömungen des Judentums gelernt und hatte hier und da an Programmen zum interreligiösen Dialog teilgenommen – ich war mir meiner eigenen Blauäugigkeit nicht be-

wusst. Auch wenn ich zuvor schon in der jüdischen Gemeinde aktiv gewesen war, so konfrontierte mich das ELES plötzlich mit Fragen, denen ich bis dato ausgewichen war. Mit Vielschichtigkeit, mit Mehrdimensionalität.

Schon unser erster gemeinsamer Shabbat sollte mir vor Augen führen, dass es mehr bedarf, um tatsächlich in

„Dialog beginnt also beim Dissens. Eine wertvolle Lektion!“

den Dialog zu treten. Wie begeht man denn nun den Shabbat, wenn alle Denominationen vertreten sind? Wenn alle Betenden ebenso reflektiert und geschult, teils mit voller Inbrunst, für Ihr Judentum einstehen? Dialog beginnt also beim Dissens. Eine wertvolle Lektion! Hier also z.B. bei der Frage wie der Gottesdienst geführt werden darf. Intra-religiöser Dialog war bis dato auch völlig fremd. Ich blieb stur, setzte meinen Ritus durch.

Zwei Jahre später sollte ich einen Anruf von Johannes Frank, dem Geschäftsführer des ELES erhalten.

„Benny, wir haben nächste Woche ein Seminar; unsere Rabbiner sind in ihren Gemeinden eingespannt; du machst das!“ Ich hatte als Jugendleiter hier und da mal Gottesdienste mitgestaltet, nie aber selbst geleitet. Jetzt sollte ich plötzlich sicherstellen, dass Gebete angemessen durchgeführt werden können?

Ich? Der mit dem Studium aufgehört hatte, sich kosher zu ernähren? Der zuvor so gerne unsere rabbinische Studienleitung kritisiert hatte, sollte nun selbst gestalten; jeden zufrieden stellen. Und so führte ich meinen ersten Gottesdienst im ELES-Format durch. Zwar bete ich im orthodoxen Ritus, aber jeder sollte willkommen sein, also fand ich Lösungen, arbeitete mit unterschiedlichen Texten. Es wurde konstruktiv diskutiert. Das ELES schaffte es, diesen deliberativen Ansatz auf den interreligiösen Dialog zu übertragen. Schaffte mit den „Dialogperspektiven“ eine vorbildliche Plattform des Austauschs.

Im selben Jahr begann ich ein Projekt in der Synagoge in Hamburg. Schulklassen, Kirchen- und Besuchergruppen führte ich für 1,5 Stunden durch die Synagoge. Für die überwältigende Mehrheit war ich der erste Jude, den sie zu Gesicht bekamen und in nur 90 Minuten wollte ich von der 2700 Jahre alten Gemeinde in Baghdad, kosherer Ernährung, meiner Bar Mitzvah und dem Leben als Jude in Deutschland berichten. Auch hier wurde klar:

Es geht nicht um MEIN Judentum, ich leite in „Das Judentum“ ein, muss also ein breites, ein mehrdimensionales Bild präsentieren.

Ich vermisse diese Zeit auch heute noch. So wollte ich ein positives Bild des Judentums vermitteln, schrieb teils noch Wochen nach den Führungen Emails mit den Teilnehmern. Die 300-500 Besucher, allen Alters, zeigten mir aber auch, welches Bild hier vom Judentum vorherrscht.

Schüler begegnen dem Judentum erstmalig im Geschichtsunterricht, sie sprechen über den Holocaust. Der Nahostkonflikt schafft ebenfalls eine eigene Konnotation, eine Gleichsetzung der Synagoge mit der israelischen Botschaft ist gängig.

In meiner ersten Führung fragte mich die Lehrerin einer Klasse, „Ob Juden im Religionsunterricht lernen, den Holocaust als Druckmittel zu nutzen“. Ein Viertklässler erzählte mir, dass seine Mutter ihm verboten hatte, bei McDonalds zu essen – die Restaurantkette würde Juden gehören. Zwar blieb ich immer lieb und freundlich, versuchte zu erklären, aber es bildete sich ein Unbehagen.

In dieser Zeit begann ich, meinen politischen Aktivismus an der Universität und in der Partei neu zu verlagern. Ich fing an, mich auch hier mit religionspolitischen Fragen auseinanderzusetzen.

Jene Gedanken führten mich also nach Brüssel:

1: Ich wollte wie im ELES, eine offene jüdische Identität stärken.

2: Ich wollte wie in den Synagogenführungen, ein offenes Bild vom Judentum – den Dialog – stärken.

3: Ich wollte meinen politischen Überzeugungen, meinem Aktivismus vollzeitlich nachgehen.

Wie sieht also unser Selbstverständnis bei EUJS (European Union of Jewish Students; Anm. d. Red.) aus:

Zunächst einmal sind wir Europäer. Wir bringen uns aktiv in das politische Geschehen in Brüssel ein, wir ergreifen Position.

So formulierten wir mit meiner ersten Kampagne eine klare Stellung in der

„Möchten wir die Gesellschaft für Juden verbessern, so müssen wir die Gesellschaft als Ganzes verbessern.“

Flüchtlingspolitik, wir riefen jüdische Studierende in ganz Europa dazu auf, Hilfe zu leisten. Vor zwei Wochen verfassten wir einen Brief an Herrn Juncker, um für Schengen zu werben. Als Organisation sind wir in allen europäischen Institutionen, der OSCE und dem UN Menschenrechtsrat akkreditiert, können also Studierende dazu „empowern“, hier das Wort zu ergreifen. Treten hier regelmäßig für Menschenrechte, für Europäische Werte ein. Möchten wir die Gesellschaft für Juden verbessern, so müssen wir die Gesellschaft als Ganzes verbessern. Daher arbeiten wir etwa mit der Roma- und mit der armenischen Community zusammen.

Dies tun wir aus unserem jüdischen Selbstverständnis heraus. So verstehen wir Gottes Willen eben auch.

Wir sind Studierende. Wir verleihen den 160.000 paneuropäischen jüdischen Studierenden und jungen Arbeitstätigen zwischen 18-35 eine Stimme. Und dies ist notwendig, da unabhängig von dem Gedanken des „Empowerments“ auch inhaltlich Divergenzen zu den etablierten jüdischen Vertretungen der Gemeinden bestehen können. So zum Beispiel in der Flüchtlingsdebatte. Auch stellen wir

sicher, dass im European Youth Forum und auf anderen jungen Podien eine jüdische Stimme berücksichtigt wird.

Wir sind Juden. Als Organisation verwendet EUJS die breiteste Definition dessen, wer als Jude anerkannt wird. Behalten wir im Hinterkopf, dass unabhängig von Denomination viele junge Juden eine starke Verbindung zum Judentum verspüren, dabei jedoch ein säkulares Leben führen. Religion geht also im Falle des Judentums weit über die Teilnahme am Gottesdienst hinaus, Identität ist mehrdimensional. Wir machen uns als religiöse Institution nicht nur für Religionsfreiheit stark, sondern auch für die Rechte unserer Studierenden.

Beispielsweise gewinnt die BDS-Bewegung (Boycott, Divestment and Sanctions; Anm. d. Red.) an Kraft in ganz Europa. Abseits von politisch stark fragwürdigen, aber teils zulässigen Dog-

men, kommt es durch diese Bewegung wiederholt zu gezielten Übergriffen auf jüdische Studierende. Wir begrüßen daher die jüngst erfolgte Distanzierung der GCJZ und hoffen auf eine fortbestehende entpolitisierte Dialogführung. Und es sei klar gesagt, zur Brüderlichkeit, zur Schwesterlichkeit gehört Kritik, aber eben konstruktive.

Auch suchen wir aktiv den Dialog zu anderen Verbänden.

So arbeiten wir dicht mit der Muslim Jewish Conference und der World Student Christian Federation zusammen. Erst letzten September haben wir ein Seminar in Kooperation organisiert und auch dieses Jahr hat diesbezüglich einiges zu bieten. Den Dialog zum Dialog zu machen, aber auch genauer auf die Eigenheiten des muslimisch-jüdischen Dialogs einzugehen, ist eine der großen Herausforderungen unserer Generation.

Unsere Arbeit, meine Arbeit folgt also dem Glauben an eine bessere, eine inklusive Gesellschaft, an ein Europa, welches kollektiv auf die Herausforderungen unserer Zeit reagiert.

Als Europäer, als Deutscher, als Jude, als Demokrat folge ich dem Glauben, dass konstruktiver Dialog, Deliberation, das wichtigste Werkzeug hierfür darstellt. Sich dessen bewusst zu werden, dass trotz der Herausforderung der eigenen Gemeinschaft, auch andere Gemeinden – sogar die Gesellschaft als Ganzes – nicht aus den Augen verloren werden dürfen, aktiv angesprochen werden müssen, ist der erste Schritt. Sich dann auf Augenhöhe zu begegnen, sich darin einig zu werden auch mal uneinig zu sein, ist das angestrebte Resultat.

„Den Dialog zum Dialog zu machen, aber auch genauer auf die Eigenheiten des muslimisch-jüdischen Dialogs einzugehen, ist eine der großen Herausforderungen unserer Generation.“

Und das betrifft interreligiösen und intra-religiösen Dialog im gleichen Maße, wie politische Debatten fernab jeder religiösen Konnotation. Das ist nicht einfach, es ist nicht schnell und es konterkariert die Polarisierung unserer Generation, aber es ist richtig. Diese Überzeugung treibt uns tagtäglich an, sie ist die Quint-

„Sich dann auf Augenhöhe zu begegnen, sich darin einig zu werden auch mal uneinig zu sein, ist das angestrebte Resultat.“

essenz dessen, was meine verschiedenen Identitäten vereint. Deshalb lehne ich eindimensionale Antworten jeder Art ab. So verstehen wir ihn, den Willen Gottes.

Mein voller Name ist Benjamin Meir Pinchas Fischer.

Meine beiden Großväter, deren Namen ich trage, sitzen lachend nebeneinander auf einem Familienfoto, das in Süddeutschland aufgenommen wurde. Sie zeigen die Grenzenlosigkeit der Kraft des Dialogs auf, weshalb mir diese Na-

men Zeit meines Lebens verbieten werden, verkürzte Antworten zu finden. Sie werden Antrieb meiner ausgestreckten Hand sein, sie werden mir als Beispiel des Dialogs dienen.

Und welcher Rahmen sich hierfür auch finden lässt: Ich bin zuversichtlich, dass sich Nachwuchs finden wird.

Liebe Mitglieder der GCJZ, lieber Micha Brumlik, ich möchte mir nicht anmaßen, im Namen meiner ganzen Generation zu sprechen. Unsere Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden wird von den Studierenden, von meiner Generation, auch regelmäßig kritisiert und in Frage gestellt. Den Ansatz, beim Dissens zu beginnen, in der eigenen Gemeinde wie auch zwischen den Gemeinden zu vermitteln, haben wir jedoch verinnerlicht. Das ELES ist hierfür auf jüdischer Seite der Hort. Mit Blick auf die politische Entwicklung Europas wird eine überparteiliche Form des Austauschs, wie der interreligiöse Dialog sie bietet, nur noch weiter an Wichtigkeit gewinnen.

Und aus diesem Grund danke ich Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Engagement. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie seit über 20 Jahren unter diesem Gedanken vereinen.

Hier also die Versicherung: Wir sind am Ball!

Ich wünsche Ihnen Frieden und Segen, Shalom uv'racha.

Jonas Fegert vom ELES Studienwerk stellt die Arbeit der Hillel Hubs in Deutschland und weltweit vor.



Herausgeber: Landtag Brandenburg,
Referat Öffentlichkeitsarbeit

Fotos: Landtag Brandenburg/Stefan Gloede

Satz und Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



LANDTAG
BRANDENBURG

Landtag Brandenburg

Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de